



Themenrunde

Rolle von Kunst und Kultur – Kultur öffnet Welten!

Referentin: Dr. Dorothea Kolland (Kulturamtsleiterin Neukölln a.D., Berlin)

Die Referentin stellte der Diskussion folgenden Impuls voran, der hier zusammengefasst wurde:

Tandemprojekte seien zentral, da hier konkrete Beziehungen entstehen.
Die individuelle Situation sei dabei wesentlich.

Es sollen keine Spezialprojekte oder Sonderklassen mit enger Zielgruppe geschaffen werden, sondern offene Projekte für alle dominieren (Verhinderung von Parallelwelten). Niederschwellige Projekte (Häkeln, Kochen,...) eignen sich als Einstieg, dann aber sei eine Weiterentwicklung der Angebote wichtig. Kleinteilige Projektarbeiten sollen vor großen Vorhaben stehen, da die noch hohe Fluktuation der Flüchtlinge kaum Verlässlichkeit erzeuge. Kurze Projekte ermöglichen dagegen Erfolgserlebnisse und sichtbare Ergebnisse.

Von den Erfahrungen der Flüchtlinge auszugehen sei ebenfalls eine wesentliche Grundbedingung. Wichtig sei auch ein Umgang auf Augenhöhe mit den Flüchtlingen. Kinder solle man Kinder sein lassen. Migrantische Kinder sollen nicht nur auf Flucht fokussiert werden. Die Menschen sollen nicht als Problem gesehen, sondern als Bereicherung verstanden werden.

Kultur gebe vor allem Kraft für den Alltag, das Empowerment der Kultur, das Abschalten oder Innehalten sei so vom Alltag möglich und es sei das emotionale Element der Kultur nicht zu vergessen, das mitunter besser wirke als manche Argumente. Kulturarbeit in diesem Sinne müsse man ernst nehmen, hier gehe es nicht um Spielereien. Kulturarbeit setze damit auch Fantasie für verschiedene Lebensmodelle frei. Das nichtsprachliche Ausdrucksvermögen könne zudem wunderbar durch die Kunst gefördert werden (Tanz, Musik, Theater). Dabei sei auch die Perspektive einer Weltkultur wichtig: Man solle Respekt vor Fremden aufbringen, z.B. sich auch etwas von der migrantischen Putzfrau erklären lassen.

- Kunst als Übungsterrain einer Gesellschaft der Diversität: Vielfalt und Unterschiedlichkeit
- Kunst als contact zone

In der **Themenrunde** wirkte auch Edress Barekzai, der geladen war, seine eigenen Erfahrungen als Migrant in Sachsen einzubringen. Er kommt ursprünglich aus Afghanistan, lebt seit 2013 in Dresden und spielte an der Bürgerbühne des Staatsschauspiels Dresden mit. Dadurch lernte er zunehmend Deutsch, wodurch ein immer besseres Zusammenspiel möglich wurde. Dies bestätigte auch ein zweiter migrantischer Laiendarsteller, der von der Aufführung „Die Irrfahrten des Odysseus“

berichtete, die viele biographische Bezüge der Bürgerbühnen-Schauspieler beinhaltet. Die Frage, ob das Publikum offen und neugierig auf das und die Fremden gewesen sei, wurde bejaht. Dabei war die Tatsache, dass es eine Gruppe von Migranten gewesen sei, für die Einzelnen sehr hilfreich. Auch gegenüber dem einheimischen Ensemble sei es in der Gruppe einfacher gewesen, auf Augenhöhe zu kommunizieren.

Diese Ausnahmerolle des Staatsschauspiels in der Migrantenarbeit wurde aber auch kritisch hinterfragt: Wie viel Marketing und wie viel Substanz habe wirklich darin gesteckt? Edress Barekzai beantwortete dies am Beispiel seiner Tätigkeit als Platzanweiser im Theater: Anfangs sei das Publikum ihm ausgewichen, durch ein entsprechendes Marketing des Schauspielhauses habe sich dann die Offenheit des Publikums ihm gegenüber verbessert.

Generell wurde eine Etikettierung von Migranten, wie sie an anderen deutschen Theatern zu beobachten sei, als sehr problematisch angesehen. Dort bestünde migrantische Arbeit aus der Aufhängung von „Refugees Welcome“-Bannern, der Vergabe von technischen Helferjobs und stummen Dienerrollen an Flüchtlinge. Integration finde so nicht oder nur wenig statt.

Die Vergabe von Freikarten an Flüchtlinge erzeuge oft Konflikte, wenn junge Migranten neben bürgerlichem Publikum in den vorderen Reihen sitzen und während der Aufführung auf verschiedenste Weise ihr Smartphone gebrauchen. Darauf folgte der Einwand, dass dieses Verhalten mehr generationen-, als kulturspezifisch sei. Der Nachsatz der Referentin, dass Oper und Theater „alte“ deutsche kulturelle Leitinstitutionen seien, rief geteilte Meinungen hervor.

Ein Teilnehmer zog anhand des Beispiels vom englischen National Trust, in dem die englische Mittelschicht unter sich sei, die Parallele zu deutschen Kultureinrichtungen, wo dies seiner Meinung nach ebenso sei und die Praxis der contact zone fehle. Die Referentin antwortete darauf, dass die Idee der contact zone als Ziel zu verstehen sei und die jüngere Generation dabei schon weiter sei als die ältere. Am Leipziger Schauspielhaus gebe es ein Begegnungscafé, das als contact zone fungiere.

Integration brauche Zeit, verbessere sich aber zunehmend, was an der oft guten Integration der zweiten Migrantengeneration abzulesen sei. Dass in die „alten“ Kulturinstitutionen kaum Migranten (von selbst) kommen, wurde auch auf kulturspezifische Musik- und Theatererwartungen zurückgeführt. Vor allem soziokulturelle Zentren bieten jungem und migrantischem Publikum viele Angebote, wie zum Beispiel ein Klangfußballspiel oder auch Graffiti, das wegen der Schriftformen viele Araber anspreche. Ein aktives Zugehen auf Migranten sei außerdem unverzichtbar, da passives Warten nicht erfolgreich sei und nur im Miteinander deutlich werde, was Migranten brauchen und wollen. Bei all dem müsse klar sein, dass Hilfe nicht als Mittel zum Zweck und nicht eigennützig sein dürfe, um zum Beispiel Fördergelder einzuwerben.

Eine besondere Brückenfunktion füllen die schon länger in Deutschland wohnenden Migranten durch ihre doppelten kulturellen Kenntnisse aus, wenn sie zu Vertretern der deutschen Kultur werden. Allerdings könne es dabei auch zu gefühlter oder tatsächlicher Konkurrenz innerhalb der Migranten kommen, berichteten die Teilnehmer. Für die gesellschaftliche Teilhabe sei für Migranten das Kommunalwahlrecht noch sehr wichtig. Diese Rechte für Migranten zu verwirklichen benannte die Referentin als integrative Aufgabe an die deutsche Gesellschaft.

Die Referentin berichtete von einer besonders in konservativen Kreisen weit verbreiteten Unwilligkeit zur Veränderung, die nichts anderes als Realitätsblindheit sei, da Veränderung notwendig für die Gesellschaft sei. Die weltweite Migrationsbewegung finde statt und müsse akzeptiert werden. Obwohl die kulturellen Besonderheiten zentral seien, gelte es daher, ein gutes Miteinander anzustreben. Dies gelinge aber nur durch Begegnung, die bloße Nachbarschaft allein schaffe noch keine Annäherung.

In den ländlichen Gebieten sei Angst vor dem Fremden, konkret vor Migranten, verbreitet. Hier müsse kulturelle Bildung für die einheimische Gesellschaft angeboten und realisiert werden, so der Tenor der Gruppe. Zugleich seien Flüchtlinge auch im Rahmen des demografischen Wandels für entvölkerte Regionen interessant. Jedoch müsse hier die quantitative Mischung zwischen Einheimischen und Zugewanderten stimmen.

Als Fazit kann die Aussage gelten, dass Kultur nicht (nur) an Institutionen festgemacht werden sollte, sondern vor allem an Menschen und der persönlichen Begegnung.



Themenrunde

Interkulturelle Kompetenz – Das Andere verstehen!

Referent: Dr. Mazin Mosa (Orientalisches Institut Leipzig)

Der Referent stellte der Diskussion folgenden Impuls voran, der hier zusammengefasst wurde:

Eingangszitat: „Meine Kultur ist die Logik, mit deren Hilfe ich die Welt ordne. Diese Logik habe ich nach und nach erlernt vom Augenblick meiner Geburt an, und zwar durch die Gesten, die Worte und die Zuwendung derer, die mich umgaben; durch ihren Blickkontakt, den Ton ihrer Stimmen; durch die Geräusche, die Farben, die Gerüche, den Körperkontakt; durch die Art und Weise wie ich erzogen wurde, belohnt, bestraft, gehalten, berührt, gewaschen, gefüttert; durch die Geschichten, die man mir erzählte, die Bücher, die ich las, durch die Lieder, die ich sang; auf der Straße, in der Schule, beim Spielen; durch die Beziehungen der Menschen untereinander, die ich beobachtete, durch die Urteile, die ich hörte, durch die Ästhetik, die überall verkörpert war, in allen Dingen sogar bis in meinen Schlaf hinein und in die Träume, die ich zu träumen und nachzuerzählen lernte. Ich lernte diese Logik zu atmen und zu vergessen, dass ich sie erlernt hatte. Ich fand sie natürlich.“

(Raymonde Carroll, französische Ethnologin, zitiert nach: Hans Jürgen Heringer: Interkulturelle Kommunikation, Tübingen/Basel 2004, S. 107)

Enkulturation sei vergleichbar mit dem Prozess der Sozialisation, dem Erlernen von sozialen Gegebenheiten und Verhalten; jedoch vergessen Menschen nach diesem Prozess, dass alles nur erlernt sei. Deshalb sehen wir uns als Mittelpunkt der Welt und anhand dessen werde unsere Wahrnehmung verglichen und bewertet.

Ethnozentrismus heiße, die eigene Kultur als überlegen und die Welt als selbstverständlich anzusehen. Alles sei naturgegeben und gottgewollt. So entstehe Ignoranz. Wir erklären uns die Welt auf eine einfache, erleichternde Art und Weise; wir denken über unser Handeln nicht mehr nach, denn wir haben es so gelernt; alles werde als selbstverständlich angesehen, so auch die Annahme, dass jeder andere Mensch so denke wie wir.

Interkulturelle Kompetenz solle helfen, die Missverständnisse, die durch unterschiedliche Weltansichten zwischen Kulturen entstehen, zu überwinden, denn bei einem Zusammentreffen von Menschen aus unterschiedlichen Kulturen versuche jeder zu sein, wie er/sie es gelernt habe. Interkulturelle Kompetenz schaffe Offenheit den anderen Menschen zuzuhören. Wichtig seien dazu Interkulturelles Wissen, Interkulturelle Sensibilität und Interkulturelle Handlungskompetenz. Seien diese Faktoren vorhanden, sei ein gutes Miteinander der Mitmenschen möglich. Interkulturelle Kompetenz könne man erlernen, auch wenn man nicht die Möglichkeit habe, durch Auslandsaufenthalte andere Kulturen kennenzulernen.

Kulturspezifische Standards bzw. kulturtypische Merkmale (Stereotypen) kommen zum Vorschein, wenn Missverständnisse entstehen. Zum Beispiel die Annahme, dass jeder Deutsche pünktlich sei. Sei man unpünktlich, verstoße man gegen gesellschaftlich angesehene Kulturstandards. Meistens gebe es jedoch einen Toleranzbereich von 20 - 40 %; d.h. viele Deutsche seien pünktlich, aber auch 20 - 40 % der Deutschen seien unpünktlich. Als weiteres Beispiel wurde das Fragen nach dem Weg in einer fremden Stadt angebracht. Ein Deutscher sage entweder er wisse wo es lang gehe und beschreibe den Weg oder er wisse es nicht bzw., sei sich unsicher. Ein Araber sage immer, er kenne denn Weg, auch wenn dies nicht der Fall sei. Der Tourist laufe dann den falschen Weg und denke: „War ja klar, dass das nichts wird“. Ein Vorurteil entstehe bzw. bestätige sich. Doch warum handele der Araber so? Vielleicht, weil es in seiner Kultur unhöflich sei ‚Nein‘ zu sagen. Dieses Wissen könne als Orientierungshilfe dienen, um Kulturstandards zu verstehen.

Diese **Themenrunde** wurde vor allem durch Fragen der Teilnehmer und deren Beantwortung durch Dr. Mazin Mosa charakterisiert. Die Unsicherheit im Umgang mit dem vermeintlich Fremden wurde dabei deutlich aber auch die große Aufgeschlossenheit der Teilnehmer das Andere wirklich zu verstehen. Es gelang dem Referenten eindrucklich, die Fragen zu beantworten und die Teilnehmer dabei mit ihren eigenen Ansichten mitzunehmen.

Ein Teilnehmer schilderte, dass ein Tee Geschenk abgelehnt worden sei. In den arabischen Ländern sei diese Ablehnung eine Höflichkeitsform, gab der Referent zu verstehen. Die werde selbst dann angewendet, wenn man durstig sei, andernfalls gelte man als gierig; Man solle deshalb mehrmals erwähnen, dass das Trinken des Tees erwünscht sei, damit deutlich werde, dass man wirklich wolle, dass das Geschenk angenommen werde. (Evtl. sei es aber auch nur die falsche Teesorte gewesen.)

Ein Kulturstandard im Abendland sei die Trennung von Staat und Religion, bemerkten die Teilnehmer. Wie solle ein Miteinander möglich sein, wenn im arabischen Raum der kulturelle Standard viel mehr auf religiöser Grundlage basiere? Es gehe bei der Interkulturellen Kompetenz nicht um Nachahmung, eher um das Zuhören und darum, nicht in einen Konflikt zu geraten. Denn was sei Religion und was Kultur? Es sei somit die Offenheit und Toleranz gegenüber anderen Menschen, um diese zu verstehen, denn unsere Kultur sei nicht höher gestellt, wir seien alle gleich, gab Mosa zu verstehen.

Warum sei Individualismus in westlichen Gesellschaften so wichtig? In der arabischen Gesellschaft, so die Teilnehmer, sei diese Individualität, ihrem Gefühl nach, nicht so gerne gesehen. Warum solle der Migrant, bloß weil er jetzt in einem anderen Land lebe, seine eigene Kultur ablehnen oder gar ignorieren, antwortete Mosa darauf. Man solle alles hinterfragen, erst dann merke man, dass man im Grunde doch gleich sei, nur die unterschiedliche Sozialisation mache uns am Ende speziell.

Die Teilnehmer berichteten von Mitarbeitern, die aus Syrien oder Marokko kommen und wie schwer es sei mit ihnen ein Problem anzusprechen. Typisch für Araber sei, indirekt um Hilfe zu bitten, antwortete Mosa; z.B. lieber erst einmal einen Tee zu trinken und über die soziale Interaktion langsam zum Problem zu kommen. Es sei eher typisch für Deutsche, gleich das Problem anzusprechen. Erst einmal nur „ja“ zu einem Problem zu sagen sei eine Höflichkeitsformel, die unter Arabern verbreitet sei. Wenn ein Problem geklärt werden müsse, solle man das besser unter vier Augen besprechen, empfahl Mosa. Denn oft fühlen sie sich bloßgestellt, wenn mehrere Personen anwesend seien.

Auf die Frage, wie man es schaffe, Probleme öffentlich anzusprechen, weil das gerade unter Kollegen in unserer Arbeitswelt normal sei, antwortete Mosa, dass das eine Frage der Integration sei. Man müsse die fremde Kultur, in dem Fall die deutsche, akzeptieren und annehmen. Und wir sollen ein gutes Beispiel dafür sein, dass öffentliche Kritik oder das Besprechen von Problemen nicht zu einer sozialen Ächtung führe und gesellschaftlich akzeptiert werde.

Ein Teilnehmer beschrieb seine Not mit arabischen Migranten beim Umgang mit Problemen ihrerseits. Wenn einer dieser Migranten ein Problem habe, tauche immer gleich eine ganze Gruppe in seinem Büro auf. Mosa erwiderte, dass die Trennung in private und öffentliche Sphäre ein typisch deutscher Kulturstandard sei, der sich auch im Arbeitsleben widerspiegle. Zum Beispiel gelten geschlossene Türen, wo man anklopfen muss, bevor man den Raum betreten darf – wie es üblicherweise in deutschen Behörden der Fall ist – als Ablehnung. Vermutlich würden deshalb größere Gruppen kommen, weil sie sich das allein nicht trauen. In Ägypten zum Beispiel sei es normal, dass auch auf Behörden alle Türen offen stehen und laut über den Flur kommuniziert werde.

Der höfliche Umgang miteinander, ein diplomatisches Feingefühl und der Wille, sich auf den anderen einzulassen mit seiner anderen Weltsicht, sei Bedingung für eine interkulturelle Kompetenz. Diese hänge am Ende aber immer von beiden Seiten ab. Alle seien verantwortlich, auch die anderen Kulturen. Der oder die Fremde in einem Land müsse durch Beobachtung lernen. Durch das alltägliche Zusammenleben schließlich lerne man voneinander.

Zum Thema Distanz und Nähe gab Mosa an, dass das zwischenmenschliche Distanzverhalten in den Ländern sehr unterschiedlich sei. In Südeuropa etwa stünden sich die Menschen näher als im Norden Europas. Zudem gelte es in Deutschland als unhöflich, wenn in einem Gespräch kein Augenkontakt hergestellt werde – besonders bei einer Frau. In den arabischen Staaten gelte der Blickkontakt (als auch der Handkontakt) wiederum als unhöflich und verachtend, erst recht, wenn der Partner einer Frau anwesend ist. Deutsche seien insgesamt viel zielgerichteter und direkter als Araber. Kritik im arabischen Raum wird nie öffentlich ausgesprochen. Araber kennen kein ‚Ja oder Nein‘, sondern nur ein ‚Ja‘. Freundschaft sei den Arabern dabei sehr wichtig und ein Treffen werde nicht einfach so abgesagt. Dadurch entstünden oft Missverständnisse in der Kommunikation, weil unter Deutschen eine begründete Absage, klar und deutlich angesprochen, kein Problem darstelle. Für Araber sei diese Art der Kommunikation jedoch untypisch.

Wie man zwei unterschiedliche Kulturen zusammenbringt, hänge am Ende von der Offenheit beider Seiten ab, sich auf neue Dinge einzulassen. Niemand solle seine eigene Kultur ablegen und ignorieren und die andere Kultur kopieren, sondern man solle sich in der Mitte treffen. Dadurch komme es zur Aneignung gegenseitigen Wissens, aber nicht zur absoluten Toleranz. Dafür sei der Mensch auch viel zu komplex, gab Mosa abschließend zu verstehen. Allerdings seien dem Alltag Strukturen vorgegeben, denen sich der Gast anpassen müsse, auch wenn dies ein langwieriger Prozess sei, den man immer individuell betrachten müsse.

Als Fazit kann die Aussage gelten, dass es für das Erlernen einer Interkulturelle Kompetenz vor allem Empathie, Offenheit und Toleranz bedarf.



Themenrunde

Sprachförderung – Sprache, ein Schlüssel zur Welt!

Referenten: Veronika Seidel, Rico Ehren (Deutschkurse Asyl Migration Flucht DAMF)

Die Referenten stellten der Diskussion folgenden Impuls voran, in welchem sie die Arbeit des DAMF erklärten - hier zusammengefasst:

Das DAMF (2012 gegründet und seit 2014 in Form einer Projektgruppe des Ausländerrates Dresden e.V. verwaltet), leistet mit aktuell 120 Lehrenden ehrenamtlichen Sprachunterricht, um für Geflüchtete aus den verschiedensten Ländern die vorhandene Lücke von fehlendem Sprach- und damit auch Integrationsunterricht zu schließen. Das aktuelle Angebot von 30 Kursorten in ganz Dresden werde fast im Alleingang von Ehrenamtlichen organisiert, der hohe Zeit- und Kraftaufwand sei für die Engagierten beträchtlich. Trotzdem sei nur ein Basisangebot möglich, da die Ehrenamtlichen ohne fachliche und finanzielle Hilfe an ihre Grenzen stoßen. Auch weitere ehrenamtliche Kräfte zu gewinnen, scheitere oft an Unkenntnis und stelle somit eine Einstiegsbarriere ins Ehrenamt dar.

Die ehrenamtlich Lehrenden seien dabei fast vollständig auf ihre eigenen Ressourcen, Spenden und Fördergelder angewiesen. Von hauptamtlicher Seite komme so gut wie keine Unterstützung – weder fachlich noch organisatorisch – mahnten die Referenten an und sprachen sich deutlich dafür aus, dass hier dringend eine Änderung nötig sei.

In den DAMF-Kursen arbeite man mit Hueber-Lehrbüchern, sodass eine gewisse Einheitlichkeit der Kursinhalte gesichert und im Bedarfsfall eine Vertretung möglich sei.

In der Diskussion dieser **Themenrunde** trat besonders die Pflicht der Geflüchteten, Deutsch zu lernen in den Fokus: Einerseits sei Sprache für die Kommunikation unverzichtbar, wozu mitunter auch das Verstehen von Beschimpfungen zähle. Andererseits fehle oftmals die Motivation der Geflüchteten durch den Zwang zum Lernen. Auch lange Anfahrtswege zu den Kursen, besonders für Flüchtlinge aus den Landkreisen, erschweren die kontinuierliche Teilnahme, berichteten die Teilnehmer aus ihrer Arbeit mit Flüchtlingen. Dreimonatige Kurse seien zudem zu kurz, vor allem vor dem Hintergrund, dass die Alphabetisierung als grundlegende Herausforderung der Sprachförderung große Anstrengungen aller Beteiligten erfordere. Die fehlende Perspektive, wie die Zukunft nach dem Ende des Integrationskurses aussehen werde, schwäche zusätzlich die Motivation der Flüchtlinge. Nicht zu vergessen seien außerdem die zahlreichen nicht anerkannten Flüchtlinge, die keinen Zugang zu Sprach- und Integrationskursen haben.

In der konkreten Arbeit vor Ort müssen die Kursleiter auf zahlreiche Details achten und eine hohe Sensibilität mitbringen, so die beiden Referenten. Bestimmte Themen, wie zum Beispiel „Familie“ oder „der Alltag zu Hause“ gelte es aus Rücksicht auf die Flüchtlinge zu vermeiden. Obwohl die grundsätzliche Unterrichtssprache Deutsch sei, müssen der Verständlichkeit halber organisatorische Dinge in Englisch angesagt werden. Das Sprachverständnis und das Vorwissen der Teilnehmer differieren zudem sehr stark, vor allem für Sprachbeginner und Analphabeten gebe es zu wenig Lernangebote, so der Tenor dieser Themenrunde.

Alphabetisierung und der Umgang mit Traumata gehören in professionelle Verantwortung, die Lücke in der hauptamtlichen Betreuung der Flüchtlinge müsse von Fachkräften geschlossen und finanziell ausreichend ausgestattet werden, so die einstimmige Meinung der Teilnehmer.

Die Zukunft der ehrenamtlichen Sprachkurse sehe das DAMF vor allem in der Hausaufgabenhilfe und der Unterstützung bei der Prüfungsvorbereitung für die Integrationskurse. Zudem sei ein wichtiger Bereich ehrenamtlich geführter Sprachkurse die konzentrierte Sprachübung. Denn auch bei einem abgeschlossenen Integrationskurs sei das Sprachniveau noch nicht ausreichend. Die Kenntnisse müssen vertieft werden. Dazu eignen sich ehrenamtliche Sprachangebote besonders, weil diese auf einer ganz anderen Ebene stattfinden. Meist seien es kleinere Gruppen und es laufe informeller ab. Auch sei die Motivation der Lehrenden eine andere, da sie nicht jeden Tag unterrichten müssen, was eine enorme Rolle spiele. Da sie eine ausgewählte Gruppe haben, seien sie vielmehr in der Lage, zu dieser eine Beziehung aufzubauen. Das nichtprofessionelle Sprachangebot ermögliche damit zwischenmenschliche Nähe, die auch Freundschaften erzeuge oder weit über den Sprachkurs hinaus Kontakte, Projekte und Alltagsbegleitungen ermögliche.

Ehrenamtliche Sprachkurse seien somit eine notwendige Ergänzung zu professionellen Unterrichtseinheiten und haben eine Doppelfunktion inne – Vertiefung der Sprache und Aufbau einer Beziehungsebene über den Spracherwerb. Dabei sollen sich der professionelle Sprachbereich und der ehrenamtliche nicht als Gegner sehen, sondern als Partner. Als wichtig wurde noch einmal die nötige Förderung des ehrenamtlichen Sprachunterrichtes durch eine Struktur- bzw. Verwaltungsfinanzierung bzw. auch eine kleine Honorierung des ehrenamtlichen Engagements (materiell und ideell) angemahnt. Dies sei schon deshalb wichtig, weil der Erfolg des Sprachlernens im Ehrenamtsbereich enorm sei und mit einer vergleichsweise kleinen Summe im Verhältnis zu den Integrationskursen zu fördern sei.

Als Fazit lässt sich festhalten: Sprache lernt man durch sprechen. Das konzentrierte und reflektierte Sprechen im Rahmen ehrenamtlicher Sprachkurse oder Tandems ist unverzichtbar für die Erreichung eines guten Sprachniveaus, weil es dauerhaft, informell und damit persönlich ist und auf die individuellen Bedürfnisse meist besser eingehen kann.



Themenrunde

Öffentlichkeitsstrategien – Verbündete finden!

Referentin: Jana Körner (Putjatinhaus e.V., Dresden)

Die Referenten stellten der Diskussion folgenden Impuls voran, indem sie die Situation des Soziokulturellen Zentrums Putjatinhaus e.V. schilderte – hier zusammengefasst:

Überrascht wurde festgestellt, so berichtet die Referentin, dass auch im relativ gut betuchten Stadtteil Kleinzschachwitz, in dem sich das Soziokulturelle Zentrum Putjatinhaus befindet, Vorurteile und Ressentiments gegenüber Geflüchteten bestehen. Konkret habe sich das geäußert, als das Haus einem internationalen Chor (Chor Singasylum) die Gelegenheit zu regelmäßigen Proben geboten habe. Die zur gleichen Zeit stattfindenden Frauensportkurse haben sich davon wenig begeistert gezeigt, da sie sich gestört gefühlt haben von den Flüchtlingen, die nach der Probe im Garten des Hauses geraucht, Fußball gespielt und dabei auch durch die Fenster der Kursräume geblickt haben. Gleichzeitig seien seitens einiger KursleiterInnen und KursteilnehmerInnen gezielt Gerüchte gestreut und Vorurteile und ähnliches über die Geflüchteten verbreitet worden. Das Team des Putjatinhauses habe sich in der Verantwortung gesehen, einerseits klare Verhaltensregeln (Rauchverbot, feste Probezeiten des Chors, kein anschließendes Fußballspielen, etc.) gegenüber den Geflüchteten durchzusetzen, ohne ihnen dabei das Gefühl eines Generalverdachts zu vermitteln. Andererseits habe deutlich auf gestreute Gerüchte reagiert werden müssen. Diese haben entkräftet und Gespräche mit den entsprechenden Kursleitern geführt werden müssen, um ein weiteres Anheizen der Stimmung zu verhindern. Außerdem habe man über die Presse darauf hingewiesen, dass alle Projekte des Putjatinhauses mit Geflüchteten durch Drittmittel, nicht aber aus dem Topf des Hauses finanziert werden, um dem Vorurteil zu entgegnen, das Zentrum belaste seinen Haushalt zugunsten der Geflüchteten. Die Referentin wies darauf hin, dass die Lage mittlerweile entspannter sei, man jedoch zunächst mit Sorge auf diese Vorkommnisse reagiert habe. Man habe befürchtet, dass aufgrund der aufgeheizten Stimmung Angriffe gegen das Putjatinhaus oder dessen Team möglich seien. Besser wäre gewesen, im Vorfeld entsprechende Gespräche mit allen Beteiligten zu führen und auch die eigenen Einstellungen gegenüber Geflüchteten zu reflektieren.

Der **Themenrunde** gehörte auch Euloge Zodeougan an, der seit 20 Jahren in Dresden lebt. Er berichtete, dass er sich als Vorstand des Dachverbands der Vereine der Beniner in Deutschland um viele Neuankömmlinge vom afrikanischen Kontinent kümmere. Er betonte die Bedeutung der Kommunikation aller Beteiligten miteinander, von gegenseitigem Respekt sowie der Anerkennung von kulturellen Verschiedenheiten. Migranten, die bereits Fuß in der neuen Heimat gefasst haben, seien wichtige „Brückenbauer“ zwischen Neuankömmlingen, die entsprechend ihrer gewohnten Sozialisation agieren und der Bevölkerung, der sogenannten Aufnahmegesellschaft. Sie kennen die kulturellen Unterschiede bereits und können dadurch Missverständnisse ausräumen. Solche

Brückenbauer gebe es jedoch noch viel zu wenig in Sachsen. Auch allen Teilnehmern der Runde war bewusst, dass die Entwicklung von Migranten zu „Brückenbauern“ gerade erst beginne und man sie dabei unbedingt unterstützen solle.

Ein Teilnehmer aus Dresden schlug vor, sich an Meinungsführer in den jeweiligen Stadtteilen zu wenden, diese für die eigene Sache zu gewinnen und sie als Mittler gegenüber fremdenfeindlichen oder vorurteilsgeleiteten Menschen einzusetzen. Eine Teilnehmerin aus Dresden meinte, Mut sei wichtig, vor allem aber auch ein langer Atem und Kreativität im Umgang mit Gegenwind. Es müssen neue Techniken des dialogischen Miteinanders entwickelt werden. Die Referentin gab Auskunft darüber, dass das Putjatinhaus mittlerweile häufig als Mittler zwischen Ehrenämtern und verschiedenen Institutionen bzw. anderen Stellen agiere. Ehrenamtlich Arbeitende wirken ihrerseits dann als Multiplikatoren, die den Kreis der „Gutmenschen“ erweitern.

Ein Teilnehmer wies darauf hin, dass Empathie, Interesse und Kommunikation von großer Bedeutung seien, beim Lernen miteinander zu reden, statt bei Meinungsverschiedenheiten gegenseitige Missionierung anzustreben. Die Referentin berichtete, dass im Putjatinhaus versucht werde, Geflüchtete in „normale“ Aktionen einzubinden, also bestehende Feste und Veranstaltungen, um sie nicht durch eigens für sie eingerichtete Veranstaltungen weiter zu marginalisieren und Unterschiede zwischen ihnen und der einheimischen Bevölkerung dadurch besonders hervorzuheben. Allerdings haben darauf einige Personen sichtbar irritiert reagiert, da sie etwa bei einem Kinderfest nicht mit der Anwesenheit von geflüchteten Kindern gerechnet hatten.

Euloge Zodeougan meinte, dass Kinder unterschiedlicher Herkunft durchaus problemlos miteinander umgehen können, hier sollen Eltern von ihren Kindern lernen. Streit entstehe jedoch häufig auch in engen Lebensräumen, in denen alle still und ruhig sein müssen, wie etwa in kleinen Kindertagesstätten, die kaum Platz zum Spielen und Toben bieten. In Bezug auf Verwaltungsstrukturen müsse seiner Meinung nach zwischen den Behörden eine bessere Kommunikation stattfinden. Migration geschehe so oder so, ein produktiver, persönlicherer und weniger bürokratischer Umgang damit sei notwendig.

Eine Teilnehmerin bemerkte, dass die Folien von Herrn Mackenroth (zu tatsächlichen Zahlen, Kriminalitätsraten, etc.) eigentlich gute Gegenargumente für Gespräche mit Fremdenfeinden o.ä. bieten. Die Referentin war der Ansicht, dass sich Menschen nicht immer durch die Konfrontation mit Fakten überzeugen lassen, es scheine Grenzen zu geben, was Verständnis oder Willen zum Verständnis angehe. Zwar gebe die Stadt Dresden Informationsmaterial heraus, letztlich sei jedoch menschlicher Kontakt das beste Mittel gegen Vorurteile. Die Referentin gab an, dass in der Arbeit mit Geflüchteten teilweise grundsätzliche Meinungsverschiedenheiten zutage treten, über die sich vorher nie verständigt worden sei. So haben sich Kursteilnehmerinnen im Putjatinhaus z.B. darüber beschwert, wegen eines eingerichteten Behindertenparkplatzes jetzt im Dunkeln parken zu müssen.

Die Referentin wies noch auf das Problem hin, dass bei regulären Informationsveranstaltungen und anderen Aktionen mit Geflüchteten vornehmlich die Personen erscheinen, die sich ohnehin für Geflüchtete engagieren und interessieren. Gegenüber jenen, die Vorurteile haben, helfe vor allem stete und erneute Konfrontation dieser mit der Wirklichkeit, indem man Geflüchtete zu allen Veranstaltungen einlade und so Begegnungen immer wieder ermögliche und zum Teil sogar erzwingen. Ein Teilnehmer einer Initiative aus Coswig – die vom Bürgermeister offen unterstützt werde, was dieser ein besseres Ansehen in der Öffentlichkeit sichere – berichtete von seiner Arbeit mit 250 Geflüchteten und ca. 180 ehrenamtlichen Helfern: Um jene zu erreichen, die Begegnungen mit

Geflüchteten eher aus dem Weg gehen, sei im örtlichen REWE mit Erlaubnis des Filialleiters von Geflüchteten gekochtes Essen durch Kinder und Jugendliche an Passanten verteilt worden, woraufhin diese an einem Infostand mit Geflüchteten ins Gespräch gekommen seien, Informationen erhalten und auch Spenden gegeben haben. Der Filialleiter habe ausdrücklich um Wiederholung einer solchen Aktion gebeten. Zusätzlich seien in Coswig Länderinformationstage veranstaltet worden, um mittels Vorträgen (nicht von, aber mit Geflüchteten) über die Herkunftsländer zu informieren und danach mit dem Publikum ins Gespräch zu kommen.

Insgesamt kam in dieser Themenrunde heraus, dass das Diversity Management in Kulturvereinen und -projekten sehr gut zum Abbau von Vorurteilen und der Vermittlung eines gelingenden Zusammenlebens in einer Migrationsgesellschaft geeignet sei. Die Installation erweise sich jedoch als schwierig, wenn man, wie beispielsweise in Dresden, den Kontakt mit Vielfalt noch nicht gewohnt sei. Auch sei der Anteil an Zugewanderten noch immer viel zu gering, als dass dieser sich in nennenswerter Zahl bei den Verwaltungsmitarbeitern widerspiegle. Klar war den meisten der Teilnehmer, dass eine gute Öffentlichkeitsstrategie natürlich Migranten selbst einbeziehen müsse, diese aber in Sachsen noch kaum organisiert seien. Um Öffentlichkeit überhaupt mitzunehmen und in diese zu wirken, gelte es, über bestehende Vereine bzw. soziokulturelle Zentren das Gemeinwesen anzusprechen und so mitzunehmen. Dafür seien die meist schon bestehenden Netzwerke gerade von soziokulturellen Zentren besonders geeignet. Man könne etwa, wie im Fall des Putjatinhauses, andere Träger gewinnen, die so die eigene Haltung und Handlung unterstützen. Wichtig seien dabei etwa Kirchen, andere Bürgervereine, ansässige Unternehmen aber auch Ämter, mit denen man auch sonst zusammen arbeite. Der Anker könne eine gemeinsame Aktion oder ein gemeinsames Projekt sein. So gebe man ein Zeichen, als Partner für ein bestimmtes Thema einzutreten, das am Ende alle stärke und in der Öffentlichkeit als Bekenntnis wahrgenommen werde – z.B. sich für die Integration Geflüchteter auszusprechen. Dem konkreten Konflikt vor Ort könne man dagegen nur mit Begegnung entgegen treten. Meist handele es sich ja gar nicht um echte Ablehnung, sondern um Unwissenheit und Ängste, die durch die persönliche Begegnung abgebaut werden können. Es sei daher nötig, Räume und Plattformen dafür zu schaffen, so die Teilnehmer dieser Themenrunde.

Die Presse wurde bezüglich der Öffentlichkeitsarbeit auch als wichtiger Partner hervorgehoben, da man durch sie Positivbeispiele und „Erfolgsgeschichten“ vermitteln könne. Durch Berichte in der Presse sei auch das Engagement Ehrenamtlicher nachvollziehbarer. Integrationsgeschichten sollen deshalb medial sichtbar platziert werden. Dabei können auch Unternehmen als Partner auftreten, die über gelungene Integration in ihren Betrieben berichten.

Als Fazit lässt sich festhalten, dass Integration als gesamtgesellschaftliche Aufgabe die Vernetzung der Gesellschaft verlangt und Kooperationsbeziehungen daher enorm wichtig sind. Dabei sollte dieses Engagement nicht still und leise erfolgen, sondern als Bündnis wahrgenommen werden, dass nach außen kommuniziert. Gute Öffentlichkeitsstrategien können so der Hetze manch anders denkender Menschen eine wahrnehmbare Stimme entgegensetzen.



Themenrunde

Migrantenselbstorganisationen – Hilfe zur Selbsthilfe!

Referent: Mamad Mohamad (Landesnetzwerk Migrantenorganisationen Sachsen-Anhalt)

In dieser **Themenrunde** stellte der Referent zunächst das Landesnetzwerk Migrantenorganisationen Sachsen-Anhalt (Lamsa) vor und berichtete in der Diskussion von seinen Erfahrungen. Einführend schilderte er noch einmal die Situation von Flüchtlingen, die anfangs orientierungslos seien und Hilfe von "Paten" benötigen. Diese Paten seien im besten Fall ehemalige Flüchtlinge, die aber schon länger in Deutschland leben und die Neuankömmlinge bei alltäglichen Dingen (Fahrkartenkauf, Behördengänge etc.) unterstützen können. Dafür aber brauche es eine gewisse Anzahl solcher Menschen, die auch in irgendeiner Weise organisiert sein sollen. Es sei derzeit die größte Herausforderung in Ostdeutschland, solche Selbstorganisationen überhaupt erst zu ermöglichen. Seien z. B. Spätaussiedler aus Russland in Vereinen organisiert, gebe es bei Flüchtlingen aus anderen Ländern weitaus weniger feste Strukturen. Ein erster Schritt dafür sei zum Beispiel die Gründung so genannter "Heimbeiräte" in Flüchtlingsunterkünften. Diese bestehen aus Flüchtlingen, die schon länger in Deutschland sind und neu Dazugekommenen Hilfestellung in Alltagsdingen geben. Auch stehen sie auf Augenhöhe mit der Heimleitung.

Die sogenannten Migrantenhilfswerke in den alten Bundesländern gebe es bereits seit den sechziger Jahren, als die ersten Gastarbeiter nach Deutschland kamen. Diese seien längst etabliert, werden aber, anders als in Ostdeutschland mittlerweile als altbacken empfunden. Sie seien zudem nicht direkt mit Migrantenselbstorganisationen vergleichbar, wie zum Beispiel dem Lamsa, so der Referent. Das Engagement gehe hier wirklich von Migranten aus. Zudem sei der Verband sehr gut vernetzt und funktioniere vor allem deshalb gut, weil er alle unter einem Dach vereine. In Sachsen sei das schwierig, da es zwei Strukturen gebe (Integrationsnetzwerk Sachsen e.V. und Netzwerk Integration und Migration Sachsen (NIMS)). Die Teilnehmer befanden, dass man im Sinne der Sache eine Fusionierung erwägen solle, die aber nicht von außen heran getragen werden könne, sondern aus dem Willen der Akteure erwachsen müsse.

Das Lamsa finanziere sich ausschließlich über Projektförderung seitens der EU, des Bundes und des Landes. Es gebe keine Strukturfinanzierung, die aber 2017 beantragt werde. Die Erkenntnis stehe auch hier, dass das Lamsa mittlerweile eine gewachsene und anerkannte Struktur vorhalte und zunehmend an Einfluss in der Politik gewinne. Diese Bedeutung solle nun auch durch eine Strukturfinanzierung Unterstützung finden. Nur so lasse sich eine kontinuierliche und verlässliche Struktur erarbeiten. Dies bezog der Referent auf alle Migrantenorganisationen, die jetzt vor allem eine strukturelle Unterstützung brauchen anstatt in Projektgeldern ertränkt zu werden. Zudem erläuterte er noch einmal das eigene Selbstverständnis als Migrantenorganisation und betonte, dass diese kein Dienstleister sei etwa im Sinn von Dolmetscherdiensten, sondern eine politische Organisation, die als Informationsvermittler und Interessenvertreter auftrete.

Wichtig für den Erfolg einer solchen Organisation sei, dass man mit Selbstbewusstsein und einem hohen Grad an eigener Motivation voran schreite und sich gut vernetze. Dieser Ansatz sei allerdings aus einer gewachsenen Struktur heraus entstanden, die auch Zeit brauche. Schließlich könne ein selbstbewusstes Vortragen der eigenen Interessen schwerlich aus einer Defensivposition heraus erfolgen. Deshalb sei am Anfang besonders die Unterstützung der deutschen Zivilgesellschaft notwendig.

Mamad Mohamad gab noch einmal zu verstehen, dass der persönliche Kontakt mit Flüchtlingen ein zentraler Punkt für eine erfolgreiche Integration sei. Er schaffe Vertrauen und stelle Beziehungen her, das erreiche man nicht mit E-Mails oder Flyern. Eine ehrenamtliche Tätigkeit fördere die Beziehungen, die Sprache und damit die Integration.

Als Fazit lässt sich festhalten, dass Migrantenorganisationen ein Schlüssel für eine erfolgreiche Integration sind. Diese müssen von der Zivilgesellschaft und der Politik unterstützt werden und sollten statt vielfacher Projektgelder besser in ihren Strukturen gestärkt werden.



Themenrunde

Ehrenamtskoordination – Ehrenamt ist unverzichtbar!

Referent: Clemens Hirschwald (Ehrenamtskoordinator Dresden)

Ehrenamt ist unverzichtbar! Dies wurde in der **Themenrunde** zur Ehrenamtskoordination überdeutlich. Sowohl die vielfältigen Teilnehmer als auch der Referent sprachen aus ihren Erfahrungen der Ehrenamtsarbeit und belegten noch einmal den Mehrwert dieser Integrationsarbeit. Da ehrenamtliches Engagement auf Freiwilligkeit basiere und ehrenamtliche Arbeit ganz von Angesicht zu Angesicht stattfinde, gelinge der Aufbau zwischenmenschlicher Beziehungen hier besonders gut. Begegnung und Kommunikation finden auf einer ganz persönlichen, emotionalen Ebene statt, was dazu führe, dass so entstandene Beziehungen verbindlicher und oft auch dauerhafter seien. Damit trage Ehrenamt zur Integration bei und verbessere folglich auch die soziopolitische Lage, die besonders in Sachsen nicht ganz einfach sei, so der Tenor dieser Runde.

Die Aufgabe des Ehrenamtes liege zudem vor Ort, in der Nachbarschaft, es sei sozusagen die Arbeit an und in der Bürgergemeinschaft, die einen großen Multiplikationseffekt erzeuge. Denn wer sich für Flüchtlinge engagiere, trage diese Erfahrungen auch in seinen Freundes-, Familien- und Kollegenkreis. Kritisch werde es dann, wie leider vielfach dokumentiert, wenn sich die ehrenamtlichen Helfer aus Angst vor Repressalien nicht als solche zu erkennen geben. Gerade hier solle das Engagement durch Kommunen und andere Organisationen unterstützt werden, damit sich die Betroffenen in einem Kreis Verbündeter wiederfinden. Die Vernetzung des Ehrenamtes spiele daher eine ebenso große Rolle, wie das Engagement selbst. Chancen des Ehrenamtes liegen somit auch in Aktionen der Zivilgesellschaft.

Der Referent gab noch einmal Hinweise, wie man die Zielgruppe der Flüchtlinge über die Wohnheime hinaus erreiche. An die dezentral untergebrachten Familien gelange man am besten über Sozialarbeiter, zum Teil auch Sozialämter oder über die Kinder, die z.B. eine Kita oder Schule besuchen.

Aber auch die Probleme der Ehrenamtsarbeit wurden in der Themenrunde angesprochen. So gebe es mitunter divergierende Vorstellungen von Ehrenamtlichen und Flüchtlingen. Aus Flüchtlingsperspektive werde oft problematisch empfunden, dass im Hinblick auf die ehrenamtlichen Angebote eine Infantilisierung der Flüchtlinge stattfinde und das Helfen manchmal einen unangenehmen Selbstlauf bekomme. Auch die von manchen Ehrenamtlichen erwarteten Dankbarkeitsrituale seien irgendwann erschöpft und können Geflüchtete mitunter in eine noch stärkere Devensivposition bringen. Hier sei viel Feingefühl gefragt. Hilfreich seien z. B. Gruppenbesprechungen unter professioneller Anleitung, bei denen die Ehrenamtlichen ihre Erfahrungen und Erwartungen austauschen und reflektieren können.

Zudem wurde festgestellt, dass tendenziell mehr Männer als Frauen mit Migrationshintergrund ehrenamtlich tätig seien. Hier stellte sich die Frage, welche speziellen Formate es bedürfe, damit auch Migrantinnen nach außen treten und sich engagieren.

Die Zuständigkeitsfrage bei Behörden wurde auch als Problem benannt. Oft sei unklar, wer oder welche Behörde für wen zuständig sei. Als grundsätzlich problematisch stellte sich heraus, dass die Verwaltungen in den ländlichen Gebieten hinterherhängen. Der langsame und mangelnde Informationsfluss in den Ämtern und Kommunen mache den Ehrenamtlichen die Arbeit schwer. Auch gebe es in den ländlichen Gebieten bisher keine oder nur wenige Ehrenamtskoordinatoren. Insgesamt müsse besser koordiniert werden, damit Angebot und Nachfrage zueinander finden.

Man war sich einig darüber, dass die Landesverwaltung und die Politik bezüglich der Ehrenamtsarbeit steuernd wirken und die Qualifizierung und Professionalisierung im Ehrenamt fördern sollen. Ehrenamtliche benötigen Weiterbildungen besonders zur Entwicklung kultureller Kompetenz, zum Umgang mit Traumatisierung, zu Psychohygiene und Burnout-Prävention. Für derartige Weiterbildungen sollen Gelder zur Verfügung gestellt werden. Hierbei sei aber wichtig zu erwähnen, dass solche Angebote vor allem durch Hauptamtliche gesteuert werden müssen. Im Idealfall hat eine Institution, die Ehrenamtliche koordiniert einen einfachen Zugriff auf solche Mittel. (z.B. über einen Kleinprojektfonds). Auch Bündnisse brauchen eine solche Starthilfe, sowohl strukturell als auch finanziell, weil sich ohne eine feste koordinierende Kraft das Engagement auch schnell verflüchtigen könnte bzw. an den notwendigen Koordinierungsarbeiten scheitere. Eine Antragstellung inklusive Verwendungsnachweisführung sei einer rein ehrenamtlichen Struktur nicht aufzubürden, so die Meinung der Teilnehmer.

Diskutiert wurde darüber, ob es sinnvoll sei, wenn das Ehrenamt staatliche Aufgaben übernehme. Daraus ergab sich die Forderung nach mehr Beteiligung Hauptamtlicher. Das Ehrenamt könne die Arbeit Hauptamtlicher zwar unterstützen, aber nicht gänzlich übernehmen. Schließlich seien dem Ehrenamt auch Grenzen gesetzt. Manche Bereiche, zu denen u.a. Alphabetisierung, Traumabewältigung und Flüchtlingssozialarbeit zählen, können von Ehrenamtlichen nicht abgedeckt werden. Hierfür sei professionelles Fachpersonal von Nöten.

Als Fazit lässt sich die alte Weisheit festhalten, dass Ehrenamt ohne Hauptamt nicht die Kraft entfaltet, die das Ehrenamt für die Zivilgesellschaft hat. Nötig ist somit das Bewusstsein aller potenziellen Zuwendungsgeber dafür, dass die Ehrenamtskoordination eine Investition in das Gemeinwesen darstellt und auch weit über die Flüchtlingssituation hinaus das Zeug dazu hat, das Gemeinwesen mitzugestalten und damit die gesellschaftliche und politische Partizipation der Bürger zu befördern.



Themenrunde

Rolle der Kinder- und Jugendarbeit – Peer to peer gelingt!

Referent: Christian Kurzke (Evangelische Akademie Meißen)

In der Kinder- und Jugendarbeit mit Migranten müsse der Integrationsgedanke immer mitgedacht werden, so der Referent Christian Kurzke. Auf Seiten der Fachkräfte sei dafür ein aktives Zugehen auf andere Akteure, wie zum Beispiel Vereine, Verbände, Kommunen und andere Vertretungen notwendig. Auf diese Weise können Synergien entstehen und Kontakthürden beseitigt werden. Auf Seiten der Kommunen und dem Land Sachsen gelte es, mehrere Rahmenbedingungen zu erfüllen: Finanzen, Personal und auch Räumlichkeiten müssen in ausreichendem Maße verfügbar sein. In der Praxis seien aber oft nur wenige Ressourcen vorhanden. In Sachsen habe es in den letzten Jahren viele Einschnitte in der Finanzierung der Kinder- und Jugendarbeit gegeben. Um die neue große Aufgabe der Integration erfüllen zu können, seien angemessene und der Situation angepasste Ressourcen nötig!

Um Integration zu fördern, sollen gemeinsame Metathemen zum Austausch genutzt werden: Sport, Kultur, gemeinsames Schreiben, Fotografieren, Geocaching oder Klimathemen eignen sich gut zum Austausch untereinander. Auch gemeinsam organisierte Feste werden gut angenommen. Manchmal sei es notwendig, geschlechtergetrennte Angebote bereitzustellen. Insgesamt solle nicht das Interkulturelle an sich, sondern das gemeinsame Tun und Miteinander im Zentrum der Aktivitäten stehen. Auch gegenseitige Besuche oder eine interkulturelle Stadtrallye, die medial dokumentiert werde, dienen der gemeinsamen Erkundung des Lebensraums. Kochkurse seien dazu weniger geeignet, da sie vorhandene Stereotype verstärken können und damit die Unterschiede fokussieren. Positiv sind Projekte, die zusätzlich zum gelebten Miteinander eine gewisse Öffentlichkeitspräsenz bewirken.

Fachkräfte gehen häufig aus ihrer Perspektive davon aus, dass Jugendliche (immer) teilhaben mögen, reflektierte der Referent selbstkritisch. Dabei brauchen sie auch Rückzugsorte und -zeiten und „antworten“ deshalb mit Abwehrreaktionen. Deshalb gehören gerade bei Kindern auch freie Spielzeiten oder Momente des Nichtstuns dazu. Zugleich seien besonders Jugendliche mit Migrationshintergrund darauf bedacht, ihre Identität zu schützen. Teilweise gebe es Schwierigkeiten, gemischte Gruppen von Kindern und Jugendlichen mit und ohne Migrationshintergrund zu bilden. Hier könne die Schulsozialarbeit unterstützend wirksam werden: Über (Familien)Patenschaften für DaZ-Schüler können persönliche Begegnungen niedrigschwellig ermöglicht und auch die Eltern mit eingebunden werden, um Vorurteilen auf beiden Seiten begegnen zu können. Durch den direkten Kontakt können Sprachbarrieren verringert, beziehungsweise bisherige Unterstützungssysteme aus den Schulklassen eingebunden werden. Auch die Vorstellung des Jugendhauses bspw. in Flüchtlingsunterkünften senke die Schwelle der Kontaktaufnahme und fördere Kooperationen. Außerdem gebe es in der Jugendarbeit auch eine hohe Methodenkompetenz, die manchmal das Eis brechen kann und spielerische Zugänge schafft (z.B. Planspiele).

Wie bei einheimischen Jugendlichen sei es auch bei Migranten notwendig, sie direkt in die Projektplanung und -durchführung einzubeziehen. Dies sei vor allem wichtig, um einen Bezug zu den Lebenswelten der Jugendlichen herzustellen. Das gut gemeinte Projekt nütze oft nichts, wenn es als fertiges Angebot daher kommt und verzweifelt Teilnehmende sucht. Dies sei besonders bei geflüchteten Kindern und Jugendlichen noch wichtiger, weil hier auch interkulturelle Kompetenz nötig sei, um gute Projekte zu entwickeln. Diese Erkenntnis müssen allerdings auch die Politik und Verwaltung verstehen und entsprechende Förderrichtlinien so formulieren, dass offene Projekte möglich sind. Dafür sei ein Vertrauensvorschuss an die Jugendarbeit nötig, den es leider sehr oft vermissen lasse.

Insgesamt spiele die Jugendarbeit eine große Rolle für die Integration Geflüchteter, darin waren sich alle Teilnehmenden einig. Denn ein großer Teil der neuen Mitbürger ist jung. Über die Konzepte der Jugendarbeit und die methodische Kompetenz der Sozialarbeiter sei zudem ein sensibles Zugehen auf die Jugendlichen möglich, das unter Umständen besser gelänge als das Engagement anderer Institutionen, die sich zum Beispiel im Bereich der kulturellen Bildung bewegen. Hier gelte es auch eine Zusammenarbeit von Jugendarbeit und z.B. Kultureinrichtungen zu verstärken oder wie in der Soziokultur bereits umgesetzt ein Zusammengehen beider Bereiche zu prüfen – z.B. auch für konkrete Projektvorhaben.

Schlussendlich ginge es darum, sich auch über bestimmte Methoden und Erfahrungen auszutauschen. Etwa im Bereich der offenen Jugendarbeit gebe es auch Probleme, die sich zum Beispiel in einem hohen Aggressionspotenzial zeigten, das zu Schlägereien führen kann. Sich darüber zu verständigen, Ansätze und Interventionen auszutauschen gehöre auch dazu und es bringe nichts darüber zu schweigen, so die Teilnehmenden.

Als Fazit lässt sich festhalten, dass die Jugendarbeit eine sehr wichtige Rolle im Spektrum der Integrationsarbeit spielt, weil sie vor allem junge Menschen erreicht, deren Sozialisation noch nicht abgeschlossen ist und besonders bei kleineren Kindern die kulturellen Unterschiede eine weitaus geringere Hürde darstellen als bei Erwachsenen oder Jugendlichen. Die Chance des Hineinwachsens in eine vielfältige, weltoffene und tolerante Gesellschaft sei daher sowohl für deutsche als auch für geflüchtete Kinder nicht hoch genug zu bewerten und hätte überdies einen enormen Multiplikationseffekt in die Elternhäuser und Freundeskreise der Kinder und Jugendlichen.